

**INFORMATION**

July 11, 1970

*OBE per  
Hawley's  
office  
Jul 21 1970*

**MEMORANDUM FOR MR. KISSINGER**

**FROM: Helmut Sonnenfeldt**

**SUBJECT: Spiegel Profiles**

Attached are the two Spiegel profiles to which Augstein referred in his letter of June 30 as typical of what the magazine would do in your case should you consent to a background interview (Tab A).

I should think that these specimens would reinforce the negative response I drafted for your consideration as an attachment to my memorandum of July 10 (Log #255) (Tab B).

HS:ps:7/11/70

*"Can we do the letter  
As edited immediately"  
HK*

7. Juli 1970

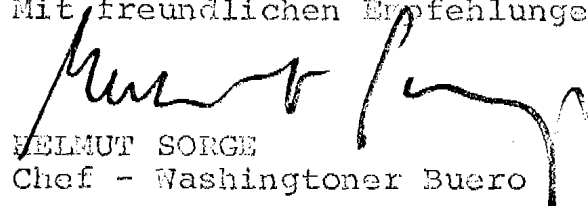
Dr. Henry Kissinger,  
Special Assistant to the President  
THE WHITE HOUSE

Washington, D.C.  
=====

Lieber Herr Dr. Kissinger,

Herr Augstein hat mich gebeten, Ihnen die  
beiliegenden "Portraits" zu uebersenden, da-  
mit Sie sich ein Bild davon machen koennen,  
wie und in welchem Rahmen Herr Schreiber über  
Sie schreiben moechte. Ich darf in diesem  
Zusammenhang auf den Brief von Herrn Augstein  
an Sie vom 30. Juni 1970 verweisen.

Mit freundlichen Empfehlungen



HELMUT SORGE  
Chef - Washingtoner Buero

Anlage:  
2 "Portraits"

Dr. Henry A. Kissinger  
Special Assistant of the President

The White House  
Washington D. C.  
USA

Hamburg, den 30. Juni 1970

Sehr geehrter, lieber Herr Kissinger,

Sie waren liebenswürdig genug, einem unserer beiden Chefredakteure, Johannes K. Engel, im Januar auf dessen Einladung zu einem zweiten SPIEGEL-Gespräch zu antworten, daß Sie seit einem Jahr zwar keine on-the-record-Interviews mehr gäben, für ein Hintergrund-Gespräch aber zur Verfügung stehen wollten. Ich würde Sie da gern beim Wort nehmen - und gleich die Bitte hinzufügen, daß Sie Ihre freundliche Bereitschaft zu einem Hintergrund-Gespräch auf unseren Kolumnisten Hermann Schreiber und den Chef unseres Auslands-Ressorts Dr. Dieter Wild ausdehnen mögen.

Was wir im Sinn haben, ist ein Kissinger-Porträt; ein "profile" also von jener Ausführlichkeit und Intensität, die auch in Ihrem Lande gemeinhin den Magazinen vorbehalten bleibt. Hermann Schreiber ist seit Jahren auf solche Porträts spezialisiert. Ich habe unser Washingtoner Büro beauftragt, Ihrem Büro zwei dieser Porträts (über Gerhard Schröder und Gustav Heinemann) zuzusenden, für den Fall, daß Sie sich einen Eindruck davon verschaffen wollen, was wir vorhaben.

Ich hoffe, Sie stimmen mit mir darin überein, daß die Realisierung dieses Vorhabens gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt nützlich wäre - und zwar nicht nur für den SPIEGEL. Es ist

offenbar auch für die Regierungen unserer beiden Länder nicht leichter geworden, einander immer richtig zu verstehen; und ich meine, wenn dies so ist, dann sollte jeder aufrichtig unternommene Versuch will kommen sein, zum Verständnis der politischen Entscheidungsprozesse in Washington - und zum Verständnis derer, die daran so prominent beteiligt sind wie Sie - einen Beitrag zu leisten. Das eben wollen wir tun.

In aufrichtiger Zuneigung  
Ihr

(Rudolf Augstein)

PS:

Günter Gaus bat mich, Ihnen auf diesem Wege die allerherzlichsten Grüße zu übermitteln. Er hofft sehr, in absehbarer Zeit wieder einmal mit Ihnen zusammentreffen zu können - vielleicht sogar schon anlässlich des Gesprächs mit Hermann Schreiber und Dieter Wild?

# SPIEGEL-Reporter Hermann Schreiber über Gerhard Schröder

Gerhard Schröder kann man nicht beschreiben, man muß ihn entschlüsseln. Das ist ihm gemäß. Es ist ihm recht. Mutmaßungen gehören zu seiner Methode. Er hinterläßt kaum Spuren, außerhalb von Aktendeckeln. Er entfacht Empfindungen, mobilisiert Klischees, weckt Assoziationen. Eine solche heißt „Damenstrümpfe“.

Die deutschen Menschen, die den Motivforschern diese Assoziation (neben anderen wie „Gala-Empfang, Aktenmappe, Herrensitz, Geheimdienst, Schliff, Florett“) zur Antwort auf die Frage gaben, was ihnen zu Gerhard Schröder so einfallt, mögen mehr oder weniger galante Enthüllungen im Sinn gehabt haben. Das eigentlich Treffen-

Der Dienst-Bungalow des Verteidigungsministers auf der Bonner Hardthöhe ist unter dem Hausherrn Schröder zum Bewahrungsort für den zeitgenössischen Kunstbesitz der Familie geworden: vornehmlich Metallplastiken von Gerhard Marcks und Waldeemar Grzimek, meist Mädchen, dazu im Arbeitszimmer ein flügel-schlagender Hahn, aufgestellt neben den schwarzledernen Sitzmöbeln, als gelegentlicher Landeplatz für die gestikulierende Rechte des Bewohners. Die Wände, sogar noch im Wirtschafts-trakt, gehören zumeist den Bildern lebender Maler.

Über den mit beige Cord bezogenen Sesseln im Wohnraum leuchten,

ist dennoch angenehm gelockert. Frau Brigitte zeigt tapfer ihre Verblüffung über die eingebrannten Vorurteile, die den Gatten beispielsweise zum geschneiegelten Elegant stempeln — wo er doch längst keinen Scheitel mehr trägt — und immer Schwierigkeiten macht, wenn sie alte Anzüge ausran-gieren will.

Aber so ein Hauch von Turf ist dennoch präsent und läßt sich sowenig leugnen wie Schröders spezifische Eleganz — eben weil sie nicht englisch und beiläufig, sondern düsseldorfsch und dominant ist.

Auch aktuelle Bestseller sind ganz gut vertreten in des Ministers Arbeitszimmer. „Candy“, das kleine Luder, koexistiert von Wand zu Wand mit Karl Barth, dem Theologen; das „Tal der Puppen“ ist nur zwei Regalbreiten von den Klassikern weg; Harold Robbins steht gleich bei Ernest Hemingway; und zwischen den Zeitschriften, die sich hier stapeln, steckt auch die „Elegante Welt“ — mag sein: ein Belegexemplar.

Gerhard Schröder behauptet nicht, das alles gelesen zu haben, bestreitet es aber auch nicht: Spiegelt nicht selbst solcher Flitter diese konfuse Welt? Im übrigen harren drei schwere schwarze Ledermappen aus dem Amt der ministerialen Beschäftigung. Der Schreibtisch trägt drei Telephone. Um hretwillen und zur Abwehr der Hellhörigkeit des Hauses hat das Arbeitszimmer besonders dicke Türen bekommen, die man mit einer zusätzlichen Vierteldrehung des Griffs so fest ins Futter zwingen kann daß Schalldichte gewährleistet ist.

Lauter Umhüllungen — apart, aber opak. Sie sind wie das Lächeln, mit dem Gerhard Schröder, die buschigen Bismarck-Brauen leicht gelüftet, den Gesprächspartner anvisiert: verbindlich, aber nicht verbindend. Der Mann dahinter, der Mensch, kommt nicht näher, rückt nicht ins Blickfeld. Er stellt sich zwar dar — in langen Analogien, deren Sinn man raten muß, und in vielen Anekdoten, die wie vorweggenommene Memoiren klingen. Aber er gibt sich nicht preis, gibt überhaupt nichts preis, abgesehen vielleicht von Meinungen.

Beklagt man das, oder frevelt man gar gegen den Genius loci, indem man direkte Fragen nach dem Allgemeinen stellt, so verweist Gerhard Schröder auf seine Abkunft. Er ist, wiewohl in Saarbrücken geboren, Sohn ostfriesischer Eltern. Und Friesen gelten als spröde, erschließen sich nicht im Gespräch, mißtrauen Eingebungen des Augenblicks und können ihre Herbheit auch dann nicht abtun, wenn ihnen das Freunde schaffen würde. Schröder weiß dazu den Volksmund zu zitieren — nicht ohne die Hoffnung hinzuzufügen, man möge an dem Sinnreich eine Weile zu



Kandidat Schröder: „Gott schuf das Meer, der Friesen die Küste“

de an dem Gedankensprung aber ist, im Gegenteil, der Hinweis auf die Manier der Verhüllung.

Denn Damenstrümpfe umhüllen alles, was sichtbar bleiben soll — schleierhaft, glänzend, manchmal provozierend. Das Entscheidende aber bleibt außerhalb des Blickfelds. Was dies betrifft, so bieten Damenstrümpfe allenfalls Anreiz zu Mutmaßungen.

Die Entsprechung stimmt mindestens im Atmosphärischen: Genaueres Hinsehen fördert den Reizgewinn. Wer Gerhard Schröder abseits des Amtlichen betrachtet, wird zwar nicht aufgeklärt, aber charmiert. Das Ambiente weckt ein gewisses Wohlgefallen. Und mit dem melodiosen Ding-dong der privaten Türglocke zerspringen manche mobilisierten Klischees zu einem modernen Mosaik, in dem die Züge des kühlen Karriere-Politikers kaum noch erkennbar ersich-

vis-à-vis einem Picasso, starkfarbige Rundgebilde von Ernst Wilhelm Nay. Dazwischen, an die für Biographisches reservierte Bücherwand, hat der Minister eine Art Pop-Plakat geheftet, das seine jüngste Tochter Antina eingeschleppt hat; darauf stehen, vor verwirrenden Farben, vier große Buchstaben: LOVE.

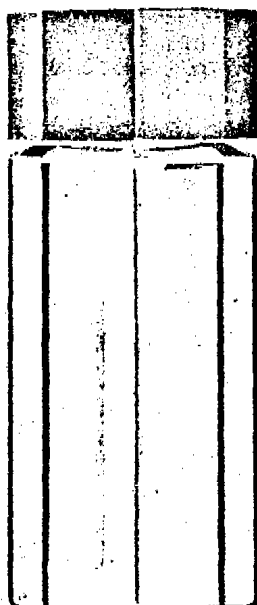
Schröder demonstriert dies alles gern von außen, wenn es im Garten schon dämmt und wenn hinter der großen Glasfront des Bungalows die Lichter brennen: ein harmonisches Gehäuse, den Museen wie der Muße geöffnet, der Welt wie der Familie.

Die Schröder-Kinder Christina, verheiratete Manig, 26, Jan, 24, und Antina, 21, sind eigentlich schon aus dem Hause, aber noch häufig zu Gast. Der familiäre Umgangston wird unüber-



MONSIEUR  
LANVIN

- after shave
- pre shave
- eau de toilette
- eau de vetyver
- crème à raser
- savon



Nur in ersten Parfümerien

Kontaktarmut ist das eigentlich nicht — eher eine Art Autarkie, versetzt mit einem schönen Schuß intellektueller Überheblichkeit. Schröder redet eben nicht mit jedem, denn er glaubt, daß längst nicht jeder ihm folgen kann. Um so intensiver redet er mit den „Happy few“, denen er vertraut, geschickt und diskret genug zu sein, ihn zu begreifen — will sagen: ihn richtig zu interpretieren. Unter diesen wenigen waren übrigens immer schon Sozialdemokraten, Herbert Wehner zum Beispiel.

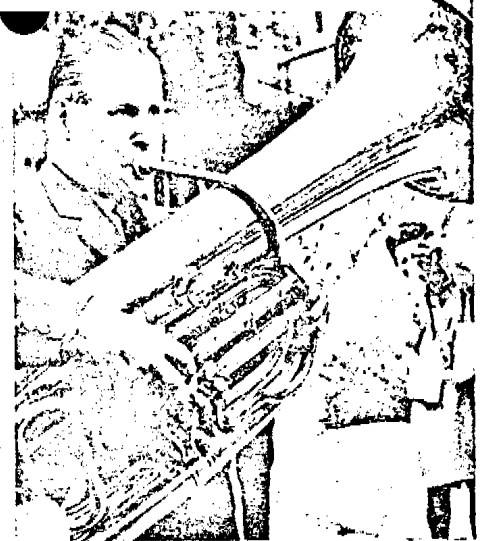
Der Kameraderie aber, die im parlamentarischen Raum so im Schwange ist, bleibt Schröder allzeit abhold. Nichts kann seinem spröden Wesen fremder sein als der Impuls, überlegene politische Einsichten, oder was er dafür hält, auf den Markt zu tragen, wo die Schreihälse sind. Wenn er diskutiert, dann will er alle Aspekte erörtern, die sich ihm erschließen, nicht nur die knappen Erkenntnisse gutwilliger, aber sachfremder Ad-  
epten.

Das Mißtrauen, das selbst Parteifreunde einer Politik entgegenbringen, deren Absichten sie nicht recht durchschauen und deren Methoden ihnen unheimlich sind, nimmt er in Kauf. Die Floskel „Ach, wissen Sie...“, mit der er unangebracht erscheinende Fragen häufig abfängt, hat einen Unterton von resignierender Nachsicht: Du redest, wie du's verstehst, und du verstehst es nun mal nicht. Frager, die allzu hartnäckig nach Prinzipiellem forschen, müssen damit rechnen, daß der Minister ihnen erwidert: „Grübeln Sie nicht soviel, verhalten Sie sich positiv.“

Das gilt erst recht für Schröders Verhältnis zum Volk. Kontakt bedeutet ihm in diesem Falle: ein gehöriges Maß an Distanz. Denn was er erstrebt, ist Autorität, nicht Popularität. Versucht er schon mal, populär zu erscheinen, dann wird daraus gleich ein Trompetenblasen. Beliebt will er wohl gar nicht sein, bestimmt aber geachtet — und ein ganz kleines bißchen gefürchtet vielleicht auch. Er kann jedenfalls nicht finden, daß es richtig oder gar notwendig sein könne, Herrn und Frau Schulze irgend etwas über seine Befindlichkeit mitzuteilen. Und was er über seine Politik und seine Pläne mitteilt, das bestimmt ausschließlich sein Interesse und nicht die namenlose Neugier der Regierten.

Johannes Gross, ein konservativer Kritiker des Ministers, hat einmal geschrieben, Schröders Umgang mit der öffentlichen Meinung gehöre noch in die Zeit vor Metternich. „Seine Ansprachen, Interviews, Erklärungen enthalten große Dosen Brom, aber nichts sonst.“

Das ist nicht von ungefähr so. Es entspricht Schröders eigener Definition der Erwartungen, die der „Mann auf der Straße“ den Regierenden entgegenbringt. In einer Ansprache zum Jahreswechsel 1953 hat der damalige Innenminister diese Erwartungen so interpretiert: „Wir wollen mit der Frage verschont werden, ob das



Politiker Schröder  
„... erröm...“

Grundgesetz und ob die Verfassungen der einzelnen Länder die ideale Form der Organisation eines modernen Staates darstellen. Wir, die breiten Massen der Bevölkerung, wollen nur eins: Daß es klappt, daß ihr harmonisch miteinander arbeitet... Wir, so sagt der Mann auf der Straße, brauchen das Gefühl, daß wir gut behütet sind. Ihr müßt es uns geben. Wir wollen einen Staat der Ordnung, der Festigkeit und der Gerechtigkeit haben.“

Diesen Staat darzustellen — das ist die Bestrebung, die bei Gerhard Schröder an die Stelle ohnehin nicht vorhandener Public Relations getreten ist. Und dabei kann ihm auch keiner helfen. Von den beiden öffentlichen Eigenschaften, die jedem demokratischen Politiker eigen sein sollten, nämlich Identifikationsobjekt und Sorgenfänger einer breiten Masse zu sein, läßt Schröder für seine Person nur die zweite gelten, und die erste ersetzt er durch einen verstaatlichten



Schröder-Ehefrau Brigitte  
„LOVE“

Snob-Appeal. Die Leute sollen nicht mit ihm und seinen Leuten identifizieren, sie sollen lieber denken: Der da wird es schon machen.

Dieses Wunschbild seiner selbst faßt der Kandidat der Christlich-Demokratischen Union für das höchste Staatsamt, Gerhard Schröder, in eine so nebenbei erzählte Anekdote über den vor zwei Jahrzehnten gestorbenen Ruhr-Tycoon Friedrich Minoux, der nach dem Ersten Weltkrieg bei Hugo Stinnes dem Älteren Generaldirektor war und für diesen ein Wirtschaftsimperium verwaltete, in dem die Sonne nicht unterging. Später, 1923, trennten die beiden sich dann über der Frage, ob der bis in die Südsee ausgefächerte Riesenkonzern (1535 selbständige Firmen mit 2888 Betrieben) nicht verkleinert und konsolidiert werden müsse, und es ging von da an sowohl mit Stinnes als auch mit Minoux bergab. Aber solange Minoux regierte, muß er bei seinen Leuten im Ruf eines Wundermannes gestanden haben.

Jedenfalls machte unter diesen Leuten, so Schröders Anekdote, folgende Geschichte die Runde: Angenommen wir geraten mit dem Auto in einen Hinterhalt, und die Räuber nehmen uns Auto, Geld und sogar die Kleider weg, so ist das alles nicht weiter schlimm — wenn Minoux dabei ist. Denn der bringt es fertig, daß wir Auto, Geld und Kleider wiederbekommen. Der schafft sogar das.

Eine erfundene Geschichte, eine Mutmaßung, ein Scherz. Und doch muß man hier mit der Lösung des Rätsels beginnen, warum Gerhard Schröder jetzt Bundespräsident werden will, obwohl er nach wie vor die einzig erkennbare Alternative der CDU zu Kiesinger und zur Großen Koalition ist; obwohl er noch im Lenz dieses Jahres seinen Anspruch bekräftigt hat, „die nächste, spätestens die übernächste Regierung zu bilden“ — und die übernächste hat er überhaupt nur „aus Höflichkeit“ mit erwähnt.

Jene Mutmaßung über Minoux nämlich verrät die Fixierung auf ein Führungsideal, das für Gerhard Schröder sehr wohl auch bei dieser jüngsten Wendung seiner politischen Karriere bestimmend gewesen sein mag. Denn daran ist kein Zweifel, daß er sich als den Mann sieht, von dem die Leute sagen: Solange der dabei ist, kann uns eigentlich gar nichts passieren.

Wer das erstaunlich findet, sollte sich erinnern, daß Schröder ein Politiker ist, der nicht auf Popularität, sondern auf Autorität baut; nicht auf Massenwirkung, sondern auf das, was die Angelsachsen den „record“ nennen — auf das Aktenkundige.

Daß er weder als Innenminister noch als Außenminister noch gar als Verteidigungsminister je „Minoux“ war, sondern zuvörderst ein Mann mit Sitzfleisch und Stehvermögen — das trübt seine Selbsteinschätzung offensichtlich nicht.

Er, der Jurist, hält das Aktenkundige für zweifelsfrei günstig; und daß

\* Mit Bundespräsident Lübke bei der Luftwaffen-Übung „Schneller Pfeil“, 1962



Obergefreiter Schröder (l.) 1942  
Warum der Minister nicht Offizier war...

nichts Zweifelhaftes in die Akten kommt — darauf verwendet er eifrige Aufmerksamkeit. Wenn schon Dossiers, dann solche, die er über andere angelegt hat.

Deshalb macht ihn auch der Gedanke nicht bang, Beate Klarsfeld könne sich künftig auf den „SA-Mann Schröder“ konzentrieren — vom devissenschwachen Ausland ganz zu schweigen. Denn er verläßt sich eben darauf, daß im „Document Center“ zweierlei aktenkundig ist: erstens, er wird nicht als SA-Mitglied geführt (vielmehr war er ein „wegen Interesslosigkeit“ wieder von der Liste gestrichener SA-Anwärter); zweitens, er ist zwar 1933 in die NSDAP gegangen, aber 1941 wieder ausgetreten — wegen Verhöhnung mit Brigitte Landsberg, deren Eltern beide Halbjuden waren. (Daß der Herr Verteidigungsminister es aus dem nämlichen Grund in der

an der Hardthöhe aus gegebener Veranlassung gebührend erklärt worden.)

So verläßt sich Schröder also auch darauf, daß die Deutschen ihm als dem dienstältesten Bonner Kabinettscherrn — er ist seit 1953 ununterbrochen Minister — Erfahrungen zugute halten, gegenüber denen beispielsweise jene des Provinz-Rückwanderers Kiesinger kaum zählen.

Und dem viel beschriebenen Umstand, daß er, der als Innenminister die Sozialdemokraten bis zur Weißglut reizen konnte, unmittelbar nach seiner Ernennung zum Außenminister der SPD-Spitze zu wissen tat, nun werde die Opposition auch einmal seine angenehmen Seiten kennenlernen — diesem Umstand, so glaubt er allen Ernstes, müsse man entnehmen, daß sein politisches Handeln ganz von der jeweiligen Aufgabe bestimmt werde und nicht von persönlichen Neigungen oder Abneigungen. Die „Integrationsfähigkeit“, die Kiesinger ihm abspricht, ist für Gerhard Schröder eine abstrakte Qualität, keine menschliche.

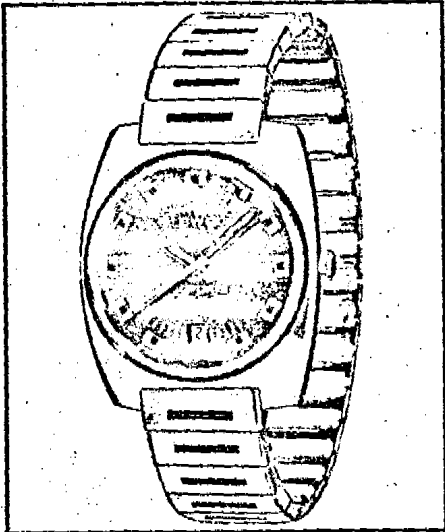
„Kalt“ zu sein, hält er darum auch nicht für abträglich, sondern vielmehr für aner kennenswert — wenn es um die Lösung einer „gestellten Aufgabe“ geht: „Das kriegt man nicht im Erregungszustand fertig“, hat er den Sozialdemokraten im Bundestag einmal hingerieben, „sondern nur in dem Zustand, den Sie gerade lebenswürdigerweise als kalt bezeichnen.“

Ein solcher Mann nimmt auch nicht dadurch Schaden an seinem Selbstgefühl, daß er, zumindest vor der Fernsehkamera, ein schwacher Stegreif-Redner ist — mit einem Standard-Vokabular, das selbst zum Plätschern zu trocken ist; mit einem Tango-Tonfall, der Herablassung suggeriert; und mit einem habituellen Räuspern im Repertoire, das sich anhört, als versuche jemand, einen kalten Motor durch



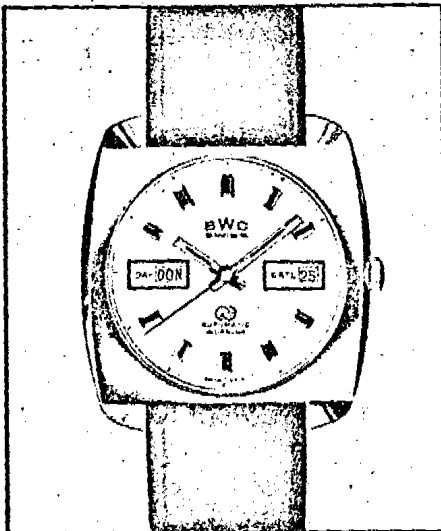
wurde den Generälen gebührend erklärt. Verteidigungsminister Schröder

BWC

Uhren für  
Männer.

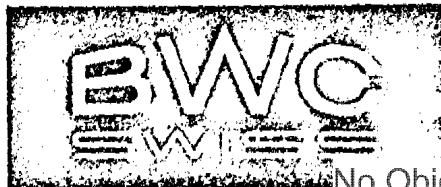
713042 Automatic-Datum 100% wasserdicht, Edelstahlgehäuse mit dehnbarem GT-Stahlband DM 198.-

943001 Automatic mit Doppeldatum-Kugellagerrotor, Gehäuse Edelstahl oder 18ct Goldauflage DM 212.- Empf. Preis



Uhren mit »masculin appeal«.  
Markant im Profil.  
Hart im Nehmen.  
Exklusiv im Design.  
Zuverlässig und präzise.

Im Uhrenfachgeschäft.



Auskuppeln und Gasgeben wieder auf Touren zu bringen: „...erräm...“

Resignation gegenüber seinen Möglichkeiten als aktiver Politiker ist es offenbar nicht, was Gerhard Schröder dazu gebracht hat, nun doch für das Amt des Bundespräsidenten zu kandidieren. Auch ist es wohl doch nicht die Nachwirkung jener Herzattacke, die ihn im Sommer 1967 in seinem Haus „Atterdag“ zu Kampen auf Sylt so unverhofft ereilt hat.

Vielmehr verdriest es ihn sichtlich, daß trotz der sozusagen offiziellen Diagnose — Herzrhythmusstörung mit Bewußtseinstrübung — immer noch von Gehirnschlag oder Herzinfarkt gemunkelt wird. Gesprächsweise gebraucht er das Wort „Anpassungskrise“ und nimmt es gleich wieder halb zurück, weil es ihm als Hinweis auf psychische Ursachen mißdeutbar erscheint; etwa als Hinweis auf seinen, dem Zusammenbruch knapp vorangegangenen Streit mit Kiesinger über die deutsche Truppenstärke, der Schröder zu einer ernstgemeinten Rücktrittsdrohung veranlaßte.

Wie auch immer: Schwächungen sind ihm nicht anzumerken, auch nicht nach einem sechs oder sieben Stunden dauernden Gespräch, das er zu gut zwei Drittel allein bestreitet. Selbst unterstellt, es wäre doch ein Gehirnschlag gewesen, mit erfolgreicher „restitutio ad integrum“ — für Gerhard Schröder ist das Ganze ein rein physisches Phänomen und als solches ausgestanden. Gegen die Anerkennung der Krankheit als Krisensymptom sträubt sich sein Juristenverstand; von einem auf solche Weise sich manifestierenden Einbruch des Irrationalen in seinen Lebensweg will er nichts wissen. „Geführt werden“, mag das auch gut evangelisch klingen, möchte der Protestant Schröder so nicht.

Was dann also hat ihn bewogen, nicht Kanzler, sondern Präsident werden zu wollen? Er beantwortet die Frage nicht direkt, das versteht sich; sondern er entwirft ein verbales Kolossal-Fresco, darstellend die rapide sich wandelnde Welt, in der Entwicklungen ablaufen, technische wie politische, die man noch vor ein paar Jahren für unvorhersehbar, wenn nicht sogar für unmöglich gehalten hat. Er entwirft das Bild einer Welt, in der schlechthin alles möglich geworden ist, in der auch das gänzlich Unwahrscheinliche eines gar nicht so fernen Tages Ereignis werden kann.

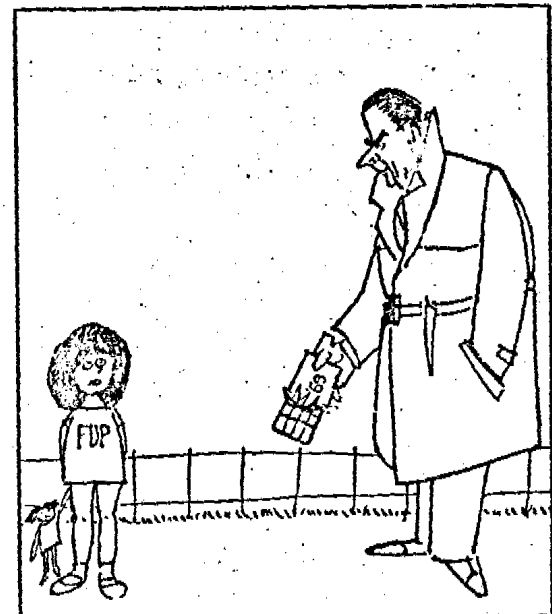
Es ist ein Vexierbild, in dem irgendwo die richtige Antwort steckt. Der Betrachter soll sie selber suchen. Der Maler sagt nur so viel über den Sinn seines Sujets: In dieser Welt des Wandels und der gefährvollen Veränderungen hat der Bürger Anspruch darauf, den besten Mann an der Spitze zu wissen.

Das mag bedeuten: Gerhard Schröder bezieht eine neue — vielleicht die endgültige — Position in seinem Kampf um die Führung in diesem Staat, um den ersten Platz. Es ist, in seinen Augen, eine stabilisierende

Liberalismus und drohenden Zerfall einer autoritätsbezogenen Ordnung auf der anderen Seite — also sowohl gegen Kiesinger wie gegen Heinemann.

Was den Gegenkandidaten Gustav Heinemann angeht, so sind die Fronten für Schröder klarer denn je. Er war gewiß immer der Meinung, daß seine Partei bei der Bewerbung um das Amt des Bundespräsidenten die Flagge zeigen müsse und sich nicht auf einen Handel um einen Gemeinschaftskandidaten der Großen Koalition einlassen dürfe. Aber seit Heinemann für die SPD kandidiert, ist die Herausforderung perfekt und für Schröder geradezu persönlich — obwohl er natürlich nichts Böses über den Kabinettskollegen sagt.

Ein Liberaler wie Heinemann, der während seines Wechsels von der CDU zur SPD zwischendurch auch noch eine neutralistische Partei gegründet hat,



Sonntag:blatt

### Der Schokoladenonkel

der verständnisvolle Worte für rebellierende Studenten findet und der als Justizminister an die Tabus des Sexualstrafrechts rührt, muß einen Konservativen wie Schröder schon „aus Gründen der Richtung“ in den Harisch zwingen.

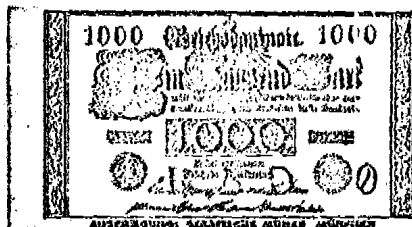
Hier fühlt sich einer herausgefordert, dessen Idee vom starken Staat aus preußischer Gesinnung und aus dem Schock von Weimar stammt, der als Innenminister den Verbotsantrag gegen die KPD gestellt hat und der heute wie ehemals glaubt, daß man auch allen denen auf die Finger sehen müsse, die ein „gesundes Mißtrauen gegenüber der Regierung“ für einen Ausweis besonders guter demokratischer Gesinnung halten.

Schröders Position vis-à-vis Kiesinger ist nicht minder klar. Er hat es gewiß für falsch und obendrein für überflüssig gehalten, diesen Mann zur Lösung der Erhard-Krise aus Stuttgart herbeizuzitieren, und um so härter muß es ihn getroffen haben, daß er im



wieder Gold.  
Das  
Geschenk des Jahres!  
Ein  
GOLDENER  
TAUSENDER

Einmalige Sonderprägung zum 20. Jahrestag der DM (20. 6. 48–20. 6. 68)



Diese Gedenkprägung erfolgt zum 20. Jahrestag der DM in einer Auflage von nur 10000 Stück in Gold 999,9–100 g und in nur 30000 Stück 1000/1000–75 g Silber. Preis in Gold DM 1000,- in Silber DM 100,- Etui gratis mit Zertifikat der Bank.

Nur noch eine Restauflage vorhanden – Auslieferung in der Reihenfolge der Bestellung – bis jetzt noch ohne Preiszuschlag – Nach Ausprägung werden Stempel eingezogen – Daher steigender numismatischer Wert. Keine Nachprägung möglich.

Ausprägung im Auftrag: Staatliche Münze München. Erhältlich bei Banken und Sparkassen. Bestellung auch bei Vertragsfirma:

**MERKUR BANK München**  
Horowicz KG  
8 München 3  
Bayerstr. 33  
Tel.: 55 51 21–25



Aber Schröder ist auch Realist genug zu sehen, daß der Kanzler der Großen Koalition für die Christenunion derzeit der einzig mögliche Wahlkämpfer und auch dann zunächst nicht zu stürzen ist, wenn er diese Bundestagswahlen im nächsten Jahr nicht gar so glanzvoll gewinnen sollte. Schröder ist schließlich Rechner genug einzukalkulieren, daß die Große Koalition in diesem Falle fortgesetzt werden könnte, wenschon ohne innere Notwendigkeit, sondern eher als Vorwand der Solidarisierung gegen den Einbruch der NPD-Opposition – eine immobile Koalition unter einem emotionalen Kanzler.

Das alles verlangt, wenn man Schröders Weltbild akzeptiert, nach einem starken, staatstragenden Gegengewicht. Und dieses Gegengewicht, so mag Schröder sich sagen – c'est moi.

Unterliegt er gegen Heinemann (was er freilich nicht glaubt), so wäre er das Opfer eines die CDU-Herrschaft bedrohenden Zusammenspiels von SPD und FDP, und seine Position als der CDU-Mann, der am besten präpariert erscheint, dies drohende Schicksal durch eine Regierungsbildung mit der FDP abzuwenden, wäre wohl stärker denn zuvor.

Gewinnt er mit Hilfe der FDP gegen Heinemann, so wäre er für die nächsten fünf Jahre – „Minoux“: der wahre Garant staatlicher Autorität, der starke Mann in der Villa Hammer-schmidt neben dem schwachen Regierungschef im Palais Schaumburg, ein politischer Präsident neben einem feuilletonistischen Kanzler; der Mann eben, von dem die Leute sagen sollen: Solange der dabei ist, kann nichts schiefgehen.

Eines ist jedenfalls sicher: Schröder sieht das Amt des Bundespräsidenten als ein primär politisches Amt. Repräsentation gehört für ihn zu jeglichem Staatsamt; er hat sich schließlich selbst als Außenminister auf Besuch in Paris nicht mit einem Air-France-Bus vom Flugzeug abholen lassen. Für ihn ist der Bundespräsident auch nicht ein Professor, sondern eben ein Politiker.

Das soll nicht heißen, daß er sich über die grundgesetzlich begrenzten politischen Befugnisse des Amtes Illusionen mache. Dazu ist er zu sehr Jurist. Mehr als auf die – ohnehin strittige – Möglichkeit des Präsidenten, die Ernennung von gewählten Ministern zu verweigern und verabschiedete Gesetze nicht zu unterschreiben, verließ er sich da wohl auf persönliche Einwirkungen, die ein Präsident – eben wenn er ein ausgepicher Politiker ist – in seiner Partei, im sogenannten vorparlamentarischen Raum und sogar in der Öffentlichkeit exerzieren könnte.

Den Fehleinschätzungen Konrad Adenauers, der 1959 ja vorübergehend Bundespräsident werden und das Land dann als solcher regieren wollte, unterliegt Schröder sicherlich nicht. Immerhin war er es, der dem alten Herrn bei einem Besuch in Cadenabbia aus-



Kanzler Adenauer, Gehilfe  
„Grübeln Sie nicht soviel ...“

redete, was dieser ernstlich angenommen hatte: daß er nämlich auch als Bundespräsident im Palais Schaumburg residieren und die Kabinetts-sitzungen leiten könne. „Das können Sie genau so lange“, bemerkte Schröder damals, „bis der neugewählte Bundeskanzler erscheint und Sie zu Ihrem Wagen geleitet.“

Dennoch steckt in Gerhard Schröders Bild vom Bundespräsidenten etwas eigentümlich Adenauersches: eben jene Fixierung auf das Führungsideal, für das Adenauer stand und das seine Verwirklichung in der Personifikation staatlicher Autorität sucht. Es steckt darin eine dem Alten durchaus artverwandte Überschätzung sowohl der eigenen Person wie des erstrebten Amtes, die ihre Basis nicht im Juristischen findet – aber gewiß auch nicht im Moralischen.

Mir scheint, der Minoux-Effekt ist im Grunde nichts anderes als eine glänzende Umhüllung für Gerhard Schröders geheimen Wunsch, der neue Alte zu werden.

Das sind Mutmaßungen über einen möglichen Bundespräsidenten – mehr nicht. Mehr kann auch nicht sein, denn: Schröder heißt der Mann.



Konzler Kiesinger, Gegner  
... verhalten Sie sich positiv“

Das Befremdliche an Gustav Heinemann ist, daß er immer meint, was er sagt. Das entrückt ihn der Mehrheit, die so viel Aufrichtigkeit weder von ihren Politikern noch von sich selber erwartet. Es hat zur Folge, daß im Verhältnis der Deutschen zu Gustav Heinemann das Bekenntnis die Kenntnis bei weitem überwiegt.

Die einen bestaunen den rechtschaffenen Mann oder verehren ihn gar aus der Entfernung, wissen aber nur phrasenhaft zu erklären, warum. Die anderen deuten mit dem Zeigefinger der Verdächtigung auf ihn und machen dabei die ärgerliche Erfahrung, die eben dieser Gustav Heinemann einem jeden Fingerzeiger am Ostersonntag 1968 im Fernsehen vorgehalten hat: „... daß in der Hand mit dem ausgestreckten Zeigefinger zugleich drei leere Finger auf ihn selbst zurückweisen“. Kein Wunder also, daß viele, denen dieser Mann unbehaglich ist, die Faust wider ihn ballen — und sei es auch nur in der Tasche.

Befremdlich, für deutsche Verhältnisse, ist in der Tat das meiste, was aus Heinemanns politischem Lebenslauf hervorrage: Rücktritt als Adenauers Innenminister aus Protest gegen die Wiederbewaffnung; Austritt aus der CDU und Gründung einer neutralistischen Partei im Angesichte Adenauers und Dulles; Auflösung dieser Partei nach einer vernichtenden Wahlniederlage und Übertritt zur SPD; Übernahme des Justizministeriums in der, unter Einschluß von Franz-Josef Strauß gebildeten, Großen Koalition. Und wer bei sich denkt, daß ein rechter deutscher Mann sein Hemd so leicht doch nicht wechsle (auf die Gefahr hin, daß es braun bleibt) — der mag dies alles sogar verwerflich finden.

Wer das nicht findet, tut sich erst recht schwer, seine Neigung anders als mit dem eigenen schlechten Gewissen zu begründen — denn wer wäre seinem Gewissen schon durch so viele Wegbiegungen so treulich gefolgt?

Und in kulinarische Betrachtungen der Person kann man sich hier nicht flüchten. Gustav Heinemann hat keine Schokoladenseite. Selbst den linken Literaten, die ihn lieben, fallen zu ihm vornehmlich veredelte Klischees ein — wie etwa dem Peter Rühmkorf schon anno 1965: „... spröde, zurückgenommenes Temperament, fast unpersönlich und den Affekt ganz in die Sache verlagert... Keiner, der sich... mit ehernen Lettern ins Buch der Geschichte eintragen will.“ Oder der „Stern“ kolportiert treuherzig, daß Heinemann in die Terminologie seiner zwölf Enkel als „Müme“ eingegangen ist — und selbst das kann kein Mensch erklären.

Feuilleton ist für Gustav Heinemann buchstäblich unter dem Strich. Da guckt er kaum hin. Er meidet die Belletristik, liest fast nie Romane und überhaupt keine Gedichte, vielmehr

theologische Fachliteratur und Historisches. „Ich mag nur Dinge mit Knochen und Substanz.“ Der schöne Schwung dramatischer Fiktionen macht ihm das Leben nicht leichter. Das, was die Literaten — um es mit Hemingway zu sagen — so anstelle vom lieben Gott haben, das braucht er nicht. Er hat nichts anstelle vom lieben Gott.

Wenn er schreibt, und er schreibt relativ viel, obwalten syntaktische Strenge und protestantischer Purismus; er gebraucht Wörter wie „Zerbruch“ und „Versuchlichkeiten“, und eine evangelische Floskel wie „brüderlich solange miteinander umgehen, bis man sich findet“, klingt bei ihm gleich

auch welchen im Keller und nennt sich, wenn das passende Stichwort fällt, ein „Flaschenkind“. Im Kreise der Genossen darf's Bier sein, und den Steinhäger läßt Heinemann eigentlich bloß deshalb weg, weil er sich als Student so gründlich damit behandelt hat, daß er das Zeug nun nicht mehr sehen kann. Die Bonner „Rheinlust“, eine Kneipe, deren Atmosphäre für sensiblere Kunden allein schon Grund genug ist, sich ohne Umschweife zu betrinken, zählt auch Gustav Heinemann zu ihren Gästen — weil er nun mal gleich um die Ecke wohnt.

Nüchternheit bedeutet in seinem Falle also etwas anderes, bedeutet eher: Verzicht auf das bloß Dekorative,



Kandidat Heinemann: Entzauberung der heiligen Kühe

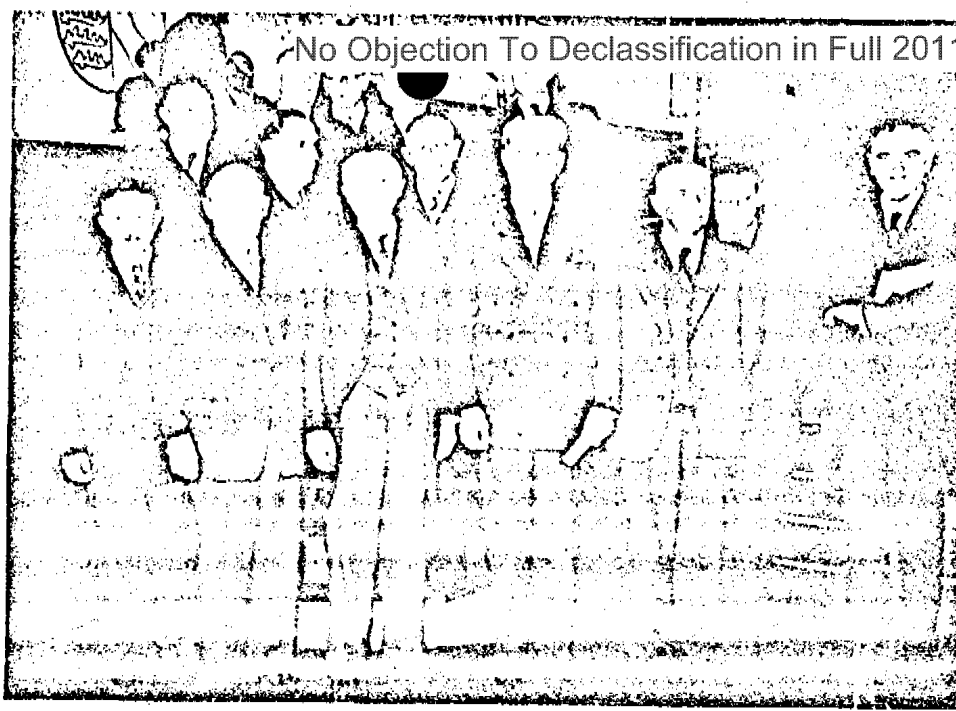
nach der Mühsal des Umgangs mit Unvereinbarkeiten, die nicht sein sollten und doch sind.

Ein Wort wie „schwelgen“ hingegen kommt in seiner Begriffswelt gar nicht vor. In der Welt des Gustav Heinemann führen Emotionen überhaupt ein Diaspora-Dasein, besonders die kollektiven. Mit Musik kann er nichts anfangen, mit Musik schlechthin. Neulich in Bad Neuenahr, als er auf einem Wochenendspaziergang zum erstenmal in seinem Leben in ein Kurkonzert hineingeriet und ein Weilchen dort verharrte — „da bin ich mir schon sehr komisch vorgekommen“. Er käme sich auch in der Oper und beim Schlagerfestival komisch vor. Schließ' seine Augen und träume — das verstünde er allenfalls als Rezeptur für den täglichen Mittagsschlaf, den er freilich nie versäumt.

Nüchtern also ist er, gewiß; aber eben nicht im Sinne von trockener Abstinenz. Er versteht was vom Wein, hat

Abwesenheit von jeglichem Aufwand. Heinemann, wiewohl nicht eben knapp bei Kasse, hat sich zeit seines Lebens kein privates Auto gekauft, besitzt noch nicht einmal einen Führerschein. An kostspieligem Hausrat liegt ihm nichts, ein Gourmet ist er auch nicht gerade, und abgesehen von ein paar hellgrauen Westen kleidet er sich so unauffällig wie nur möglich. Zum Gala-Empfang für die britische Elizabeth auf Schloß Augustsburg zu Brühl hat er sich damals im VW-Käfer eines seiner Schwiegersöhne, des Godesberger Pfarrers Manfred Wichelhaus, kutschieren lassen — und wäre beinahe an den Wachen gescheitert.

Im täglichen Umgang ist er so unzeremoniell, wie er ehrlich ist. Fragen, wenn sie einigermaßen konkret gestellt sind, beantwortet er am liebsten mit Ja oder Nein, jedenfalls so knapp wie möglich. „Gedöns“ ist ihm ein Greuel. Hingegen kann es vorkommen, daß er plötzlich ohne erkennbaren



Magen verschleißt sich zuweilen dieser höheren Einsicht und registriert mit nervöser Empfindlichkeit Erschütterungen, die an der Oberfläche nicht sichtbar werden.

Aber der wahre Seismograph, Interpret und schließlich Korrektor der Befindlichkeit des Gustav Heinemann ist wohl doch Hilda Heinemann, seine Frau. Der Rapport zwischen den beiden lebt offenkundig nicht allein von 42 Ehejahren, vier erwachsenen Kindern und dem Dutzend Enkeln — so viel das bedeuten mag. Er lebt aus gemeinsamen Überzeugungen.

Hilda Heinemann, nach eigenen Angaben 1896 geboren und mütterlicherseits Schweizerin, verkörpert eine auf den ersten Blick ganz unwahrscheinliche Verbindung aus großer Dame, naiver Mütterlichkeit, trainiertem Intellekt und einer geradezu mädchenhaft bedingungslosen Hingabe an den Mann, dem sie gefolgt ist.

Sie hat ihn in Marburg kennen gelernt, wo er damals Referendar war, während sie Germanistik, Geschichte und Theologie studierte und auch noch ihr Staatsexamen machte, denn sie wollte eigentlich Studienrätin werden. Seither aber erfüllt sie eine Art Komplementärfunktion im Leben des Gatten, und zwar keineswegs nur in seinem leiblichen Leben.

„Moderne Malerei, moderne Literatur und moderne Theologie“ gibt sie an, wenn Reporter nach ihren Interessen fragen. Daheim in Essen, wo die Heinemanns in der Schinkelstraße seit mehr als drei Jahrzehnten ein angejagtes Mietshaus bewohnen. Hängt sie Chagall und Picasso neben die Familienbilder, und neben dem papierüber-säten Schreibtisch im Bonner Einzimmer-Apartment ihres Mannes hat sie einen bunten Druck von Klee angebracht, obwohl der Hausherr das von

CDU-Minister Heinemann (x) im Kabinett Adenauer 1949: „Wer aber bekennt ...

Anlaß „Junge, Junge!“ sagt oder „Ach, du kriegst die Motten!“ und beim Verlassen des Hauses „Ohne Tritt, marsch!“ Es kann auch vorkommen, daß er sich mit der simplen Begründung „Ich hab' jetzt Hunger“ bereits zum Essen niederläßt, wenn die Dame des Hauses noch beim Händewaschen ist.

Aber ungesellig ist er nicht — nur daß die Leute, denen er sich beigesellt, ihm eben wichtiger sind als der Rahmen, in dem das stattfindet. Zu Hause zieht er einen ruhigen Doppelkopf den flimmernden Unterhaltungen des Fernsehens vor. Und außer Hauses, etwa in der „Rheinlust“, spielt er einen überlegten, fachmännischen, trockenen Skat, tituliert seine Kartenbrüder „Freunde der Volksmusik“, riskiert plötzlich ein Kontra, handelt sich ein Re ein, verliert womöglich und sagt beim Ausrechnen des teuren Spieles, so was gehöre eigentlich „vor die Menschenrechtskommission“.

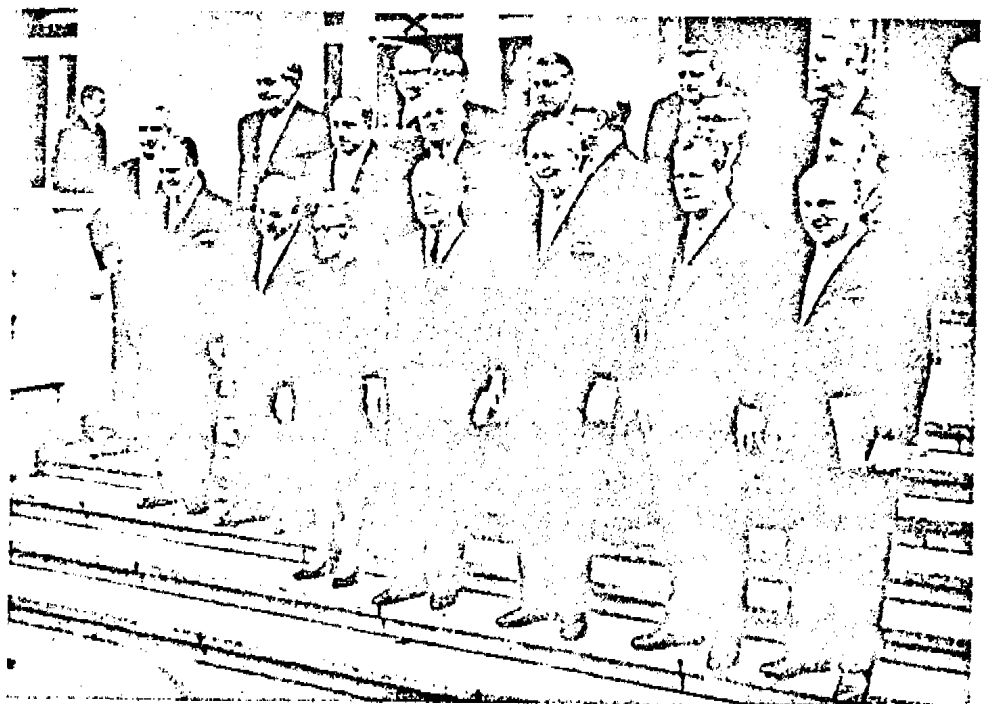
In alledem verbirgt sich eine nicht sonderlich strahlkräftige, aber völlig verlässliche, fest fundierte Menschlichkeit. Es gibt wohl kaum einen aufrichtigeren Freund als Gustav Heinemann, wenn er erst einmal Vertrauen gefaßt hat.

Als er 1950 nach dem Bruch mit Adenauer ein paar Tage in die Schweiz fuhr, hinterließ er seinem späteren Sozios und politischen Kampfgefährten Dr. Diether Posser, den er damals kaum kannte, die Hausschlüssel und den Auftrag, alle eingehende Post zu öffnen und zu sichten. Und nach seinem Amtsantritt als Justizminister machte er die Runde bei sämtlichen 430 Bediensteten auf der Bonner Rosenburg und nahm sich für jeden einzelnen ein paar Minuten Zeit.

Heinemann kann kurz sein, aber verletzend nicht. Er schreit auch niemand an, bestimmt nicht rangniedrige Untergebene. Die Sekretärin in seinem Essener Anwaltsbüro hat er ein einziges

Mal zum Weinen gebracht und ihr gleich darauf Pralinen gekauft — was eher noch ungewöhnlicher war. Und seinen Bonner Fahrer pflegte er eine Zeitlang morgens mit ins Godesberger Bad zu nehmen, um ihm dort persönlich das Schwimmen beizubringen — jene tägliche Übung, die dem 69 Jahre alten Heinemann (nächst dem Mittags-schlaf) sein physisches Stehvermögen erhält.

Sich aufzuregen über menschliches Versagen ist sowieso nicht seine Art — nicht wegen Mangels an innerer Beteiligung und schon gar nicht aus Zynismus, sondern zufolge einer Eigenschaft, die er für schlichten Realismus hält: Einsicht in die prinzipielle Unvollkommenheit des Menschenges-



... der findet den Bruder“: SPD-Minister Heinemann (x) im Kabinett Kiesinger 1966

einem Freund gemalte gegenständliche Landschaftsbild an d gegenüber viel lieber mag. Und lich unterschleibt sie ihm auch Günt Graß oder dergleichen, ob er nun darin liest oder nicht.

Sie archiviert schon lange in bis dato 89 Leltz-Ordern und nach eigener Auswahl, was ihr aus der Tagespublizistik bewahrenswert erscheint. Und seit Gustav Heinemann für das Amt des Bundespräsidenten kandidiert, überwindet Hilda Heinemann auch persönlich alles akademische Mißtrauen gegenüber den Massenmedien, gibt nicht nur auflagenstarken, sondern auch obskuren Zeitschriften lange Interviews, geniert sich nachher ein bißchen über die Platteiten, die sie gesagt haben soll, und findet das alles



EKD-Präses Heinemann 1950\*  
„Gehen nur Mütter in die Kirche?“

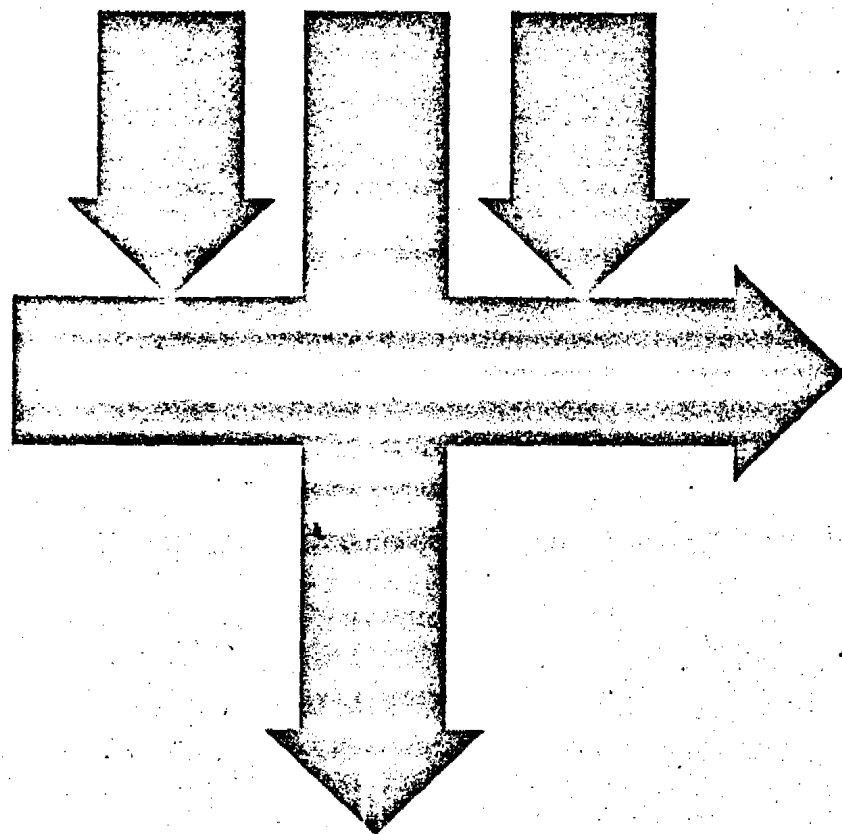
Im Grunde doch wichtig und aufregend, zuweilen sogar vergnüglich.

Freunde der Familie meinen, daß Gustav Heinemanns enge Bindung an die evangelische Kirche nicht zuletzt aus dem Dialog mit seiner Frau erwachsen sei. Das mag so sein, auch wenn die alltäglichen Redewechsel der beiden — quick und eingefuchst und voller Flachs — davon nichts ahnen lassen. Aus Heinemanns Elternhaus, das keineswegs kirchlich gesonnen war, stammt diese Bindung jedenfalls nicht. Er selber gehörte in jungen Jahren dem freigeistigen Monistenbund an. Und auch nachdem er Hilda geheiratet hatte, blieb er noch eine ganze Weile so kanzelscheu, daß seine Kinder Grund zu der Frage hatten: „Gehen eigentlich bloß Mütter in die Kirche?“

Als seine älteste Tochter Uta während des Theologiestudiums zum Katholizismus übertrat (sie ist heute Dozentin an der Pädagogischen Hochschule in Neuß), nahm Heinemann ihr dies keineswegs krumm. Er kaufte ihr später sogar ein Haus.

Was ihn schließlich zu einem bedeutenden Mann der Kirche gemacht hat,

\* Mit Pastor Niemöller (links) auf einer politischen Versammlung in Frankfurt.



## Bearbeiten

Die Bearbeitung von Metall bringt oft schwierige Probleme mit sich, aber — Ihre Probleme sind unsere Aufgabe. An dieser Aufgabe arbeiten wir, heute, morgen, übermorgen.

Unsere Forschungs- und Entwicklungsabteilungen stehen mit Ihnen in Ihrem Markt. Als Ihr Partner.

Karl Hüller GmbH, Werkzeugmaschinenfabrik  
7140 Ludwigsburg, Schwieberdinger Straße 80  
Telefon 07141/22171, Telex 07/264858



Bearbeitungszentren, Einheiten, Sondermaschinen, Transferstraßen

mindest dramaturgisch.  
Ein Schlüsselerlebnis gibt es nicht. „Ich war“, so Heinemann, „damals allmählich dahintergekommen, daß das Evangelium Wahrheit und Realität ist.“ Kein Mythos fasziniert ihn, sondern „der große Realismus der Bibel, vor allem in der Beurteilung von Menschen“.

Fasziniert hat ihn damals, als die Wirren Weimars dem Terror der Nazis wichen, schließlich und vor allem der christliche Realismus des schlichten Essener Pfarrers Friedrich Gräber. Denn der konnte nicht nur predigen, daß die Fetzen flogen, er konnte auch einer Kuh beistehen, die Blähungen hatte. Der konnte nicht nur im Essener Börsensaal Gottesdienst halten, nachdem die Nazis ihn aus der angestammten Pauluskirche vertrieben hatten, er konnte auch bedürftige Bauern ansiedeln oder kranke Kumpels verarzten.

Auf diesen Friedrich Gräber führt Heinemann vieles zurück — nicht nur sein eigenes Engagement an die Bekennende Kirche (für die er zur Nazi-Zeit in seinem Keller eine kleine Druckerei versteckte), sondern auch so manchen Leitspruch, dem er heute noch folgt. Diesem zum Beispiel: „Wer nicht bekennt, bleibt einsam. Wer aber bekennt, der findet den Bruder.“

Nun hört sich das Wort „bekennen“ in Heinemanns Mund freilich mehr nach „Farbe bekennen“ an als nach großer Konfession. Und Farbe bekennen — das ist für ihn auch ein politisches Motiv, eigentlich sein einziges. Er nennt es „Politik aus christlicher Verantwortung“: die Pflicht eines jeden Christen, das für richtig Erkannte auch öffentlich, auch in der Res publica, zu betreiben. Einen anderen Grund, in die Politik zu gehen, hat er nie gesehen.

Dabei ist er in diesem Punkt sogar erblich belastet: Der Vater war Essener Stadtverordneter, und von der Mutter her hat er republikanische Revolutionäre in der Verwandtschaft. Sein Großvater hat ihm oft das Lied des landflüchtigen Achtundvierzigers Hecker vorgesungen: „Er hängt an keinem Baume, er hängt an keinem Strick, er hängt nur an dem Traume der schwarz-rot-goldenen Republik.“

Und immerhin hat diese betont schwarz-rot-goldene Erziehung den Marburger Studiosus Heinemann dazu gebracht, sich beim Kapp-Putsch aktiv — und manchmal abenteuerlich — mit den Schwarz-weiß-roten anzulegen. Aber er selber bezeichnet dieses frühe, militant politische Engagement als „punktuell“. Ihm fielen damals durchaus noch andere Methoden ein, etwelchen Dissens mit den herrschenden Verhältnissen auszudrücken.

So kamen anno 1920 bei einem Spaziergang „mit Mädchen und mit Klampfen“ vier späterhin recht gegensätzliche Kommilitonen auf die Idee, dem verschlafenen, reaktionären Marburg vermittelte einer Zeitung bange zu machen: Wilhelm Röpke, später



Heinemann-Mentor Gräber  
Der konnte predigen...

ultraliberaler Theoretiker der freien Marktwirtschaft; Viktor Agartz, später ultralinker Gewerkschaftsideologe; Ernst Lemmer, später Kalter Krieger vom Dienst; und Gustav Heinemann, später (unter anderem) CDU-Bundesminister, dann SPD-Bundesminister.

Die vier schrieben und veröffentlichten, fast ohne Geld, die „Marburger Stadtbrille“, Einzelverkaufspreis 30 Pfennig, Motto: „Angehörige aller Parteien, veräppelt euch!“ Das Blatt brachte ausschließlich frei erfundene Meldungen, in denen tatsächlich existierende Marburger Bürger unter voller Namensnennung durch den Kakao gezogen wurden.

Trotzdem passierte den Autoren nichts; denn hinter dem verantwortlich zeichnenden Verlag „Th. Brandt, Lübeck, Holstenstraße“ verbarg sich eine Lübecker Bardame, die ein enger Freund der „Stadtbrille“-Redaktion — der abgebrochene Fähnrich und linke



Soldat Heinemann 1916  
... daß die Fetzen flogen

Als der Spaß dann zu erlahmen begann, kam der nämliche Duderstadt auf die Schnapsidee, die „Stadtbrille“ dem Zeitungsmagnaten Alfred Hugenberg zum Kauf anzubieten. Er verfaßte eine ernsthaft klingende Offerte und ließ sie vom minderjährigen Sohn seiner Zimmerwirtin, Hänschen Kappes, unterschreiben. Der wiederum bekam tatsächlich eine eigenhändig gezeichnete Antwort von Hugenberg — mit Bekundungen des Interesses und der Bitte um Einzelheiten, die es gar nicht gab.

Gustav Heinemann, Kandidat für das höchste Staatsamt der Bundesrepublik, erzählt diese Geschichte mit offenkundigem Vergnügen; und zu den leisen Zweifeln seiner Frau, ob die Mehrheit der deutschen Menschen so was wohl komisch finden werde, sagt er bloß: „Ach, ich hab' solche Streiche doch gern gemacht.“ Er stellt sich nicht, bloß um Punkt, gewinnen — bei wem auch immer. Er hat das nie getan. Ich glaube, er kann es einfach nicht.

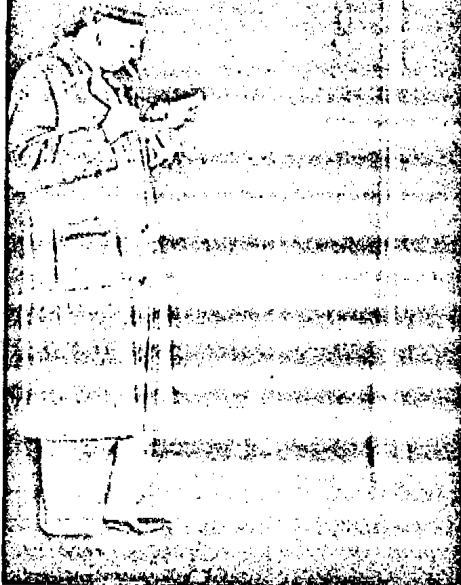
Er hat es, nebenbei, auch gar nicht nötig. Zunächst einmal ist die Industrie sein Geschäft gewesen, und das hat sich ausgezahlt. „Ich kann“, sagt er heute, „ohne Arbeit leben.“

Gustav Heinemann hat es weiter gebracht als sein Vater, der bei Krupp Leiter der Betriebskrankenkasse war und zuletzt (als Nichtakademiker) Prokurist. Der Sohn hat gleich zweimal promoviert: 1921 in Marburg (über die „Spartätätigkeit der Kruppschen Werksparkassen“) zum Dr. rer. pol. und 1929 in Münster (über „Verwaltungsrecht am fremden Vermögen“) zum Dr. jur.; dazwischen liegt, 1926, die große juristische Staatsprüfung. Und bei seiner Firma, den Rheinischen Stahlwerken in Essen, war er, von 1928 bis 1949, nicht bloß Justitiar, sondern später, als Vorstandsmitglied, auch Leiter der Hauptverwaltung. Dort hat er „seinen „fetten Jahren“ (Heinemann) etliches über 100 000 Mark pro anno verdient, jedenfalls mehr als ein Minister.

Politik bedeutet ihm also keinesfalls Karriere. Für ihn gehört es eben „mit zur christlichen Verantwortung, daß man auch im öffentlichen Leben mithilft, mit dabei ist, nach den Gaben, die man nun jeweils mal hat oder auch sich zuschreibt“ und die er „Gottes Platzanweisungen“ nennt. Und das „führt dann einfach auch in das Handeln hinein“. Wozu bei Gustav Heinemann nach dem Zusammenbruch 1945 noch die — unverhohlenen patriotische — Erkenntnis gekommen ist, daß es „unmöglich“ sei, „den Neuaufbau unseres Lebens nur durch fremde Militärregierungen gestalten und vollziehen zu lassen“.

Politik bedeutet ihm aber auch nicht Weltanschauung. Gerade weil er sich in seinem öffentlichen Wirken auf „Gottes Platzanweisungen“ verläßt, ist die politische Praxis für ihn „etwas Vordergründiges, nichts Letztliches, und





Ruhr-Manager Heinemann\*  
„Fette Jahre“

In dieser Vordergründigkeit kann man sich nicht so weltanschaulich fixiert fühlen“.

Das gilt für politische Ämter wie für politische Parteien. Zwar kann man das Hantieren, von dem er spricht, „sinnvollerweise überhaupt nur in Mannschaften, also in Parteien, betreiben“, aber Weltanschauungsgemeinschaften können und sollen das nicht sein: „Es genügt, daß man, aus welchen Ansätzen, aus welchen Motivierungen auch immer, gleiche Ziele verfolgt... solange es eben geht.“

Politische Parteien und politische Ämter zu wechseln, ist für Gustav Heinemann also keine Lebensfrage, kaum ein Problem. Er war, während er noch hauptamtlich bei Rheinstahl im Direktorium saß, nebenher erst Bürgermeister, dann Oberbürgermeister von Essen (erst als Vize, dann als Chef des Kommunisten Heinz Renner) und schließlich, für eine von vornherein begrenzte Zeit, Justizminister von Nordrhein-Westfalen, im Kabinett seines Freundes Karl Arnold. Um einer Bundestagskandidatur willen mochte er (1949) Rheinstahl nicht aufgeben; aber Adenauer brauchte ihn, als prominenten Protestanten und vor allem als Präses der EKD-Synode, dennoch im Bundeskabinett, und Heinemann tat schließlich mit, obwohl ihn das gut

zwei Drittel seines Einkommen bestete.

Und was Parteien und Parteilungen angeht, so kann er wenigstens fünf herzhähen, in denen er bislang aktiv war: Auf der Universität gehörte er zur „Deutschen Demokratischen Studentengruppe“; Anfang der dreißiger Jahre hing er dem „Christlich-Sozialen Volksdienst“ an, einer Art evangelischen Zentrums ohne numerischen Belang; 1933 wählte er, um die Nazis so gut wie möglich abzuwehren, sozialdemokratisch; nach dem Krieg zählte er zu den Mitbegründern der CDU; 1952 verließ er die Union und gründete, zusammen mit der ehemaligen Zentrumsvorsitzenden Helene Wessel, die „Gesamtdeutsche Volkspartei“; 1957 löste er diese, mangels Erfolges in der Sache und beim Wähler, wieder auf und ging in die, ehemals von ihm abgelehnte, SPD.

Jeden Berufspolitiker im herkömmlichen Sinne würde dieser Werdegang zu Recht in den Geruch der Grundsatzlosigkeit, wenn nicht des Opportunismus bringen. Nicht so Heinemann. Denn seine Grundsätze entstammen eben gar nicht dem politischen Bereich, sie lassen sich allenfalls darauf anwenden. Für ihn handelt ein Politiker „aus seiner letzten Verwurzelung, aus seiner letzten gewissenhaften Überzeugung“.

Außerdem weigert sich Heinemann, dem Fachgebiet Politik eigene Gesetze, eigene Maßstäbe oder gar eine eigene Moral zuzugestehen. Auch in diesem Punkt bezieht er sich auf Friedrich Gräber, der einmal gesagt hat: „Der Zweck heiligt die Mittel? Doch nur, wenn der Zweck heilig wäre.“ Und die angeblich so speziellen Probleme der Politik stellen sich Heinemann nur allzu oft als die menschlichen Probleme der Politiker dar.

Daraus ergibt sich für den praktizierenden Politiker Gustav Heinemann zweierlei: einmal ein besonders hohes Maß an Kompromißbereitschaft und Toleranz gegenüber den sachlichen wie den personellen Konflikten der Tagespolitik. Er ist ganz Pragmatiker, wenn es etwa darum geht, „ob ein Steuersatz so oder so genommen wird, ob man Straßenverkehrsregeln so oder so macht“, ja sogar ob die SPD, und er mit ihr, sich entgegen früheren Versicherungen an einer Regierung beteiligen soll, der auch Franz-Josef Strauß angehört.

Zum anderen aber ergibt sich daraus völlige Kompromißlosigkeit in allen den Entscheidungen, die aus der „letzten gewissenhaften Überzeugung“ heraus getroffen werden müssen. Es sind dies, für den Politiker Heinemann, nicht viele; er findet, daß mit dem Begriff „Gewissensfrage“ in der Politik ohnehin viel zu leichtfertig umgegangen wird. Aber die atomare Bewaffnung der Bundeswehr oder die Wiedereinführung der Todesstrafe zum Beispiel hätten zweifellos den Rücktritt des Justizministers Heinemann zur Folge.

Auch Adenauers Angebot an die Al-

innenministers Heinemann zur Folge hatte, war für ihn eine Gewissensfrage — nicht wegen der viel beschriebenen Manier, in der Adenauer das Kabinett dabei überspielte, sondern vielmehr aus Gründen der „letzten gewissenhaften Überzeugung“.

Die wiederum war — und ist — keineswegs identisch mit Pazifismus „Programmatischer Pazifismus“, Heinemann bereits 1950, „entspricht nicht dem Auftrag des Staates, den auch gegen äußere Feinde schützen soll.“ Und dazu braucht er Soldaten. In deren Reihen Gustav Heinemann zweimal gestanden hat: 1916, mit 17 Jahren, im F. A. Regt. 22 in Münster zwar bloß als Gemeiner, aber immerhin als bester Richtkanonier seiner Einheit; und 1920 in Marburg bei der republikanischen Zeitfreiwilligen, die immerhin auch Gewehre hatten, um notfalls damit auf Putschisten zu schließen. Die Bundeswehr mag ruhig sein: Der Kandidat Heinemann hat gedient.

Sein Protest gegen das Angebot der Wiederbewaffnung war damals der erste, moralisch motiviert: „Wir stehen auf einem tiefen Untergrund von Schuld, den wir nicht dadurch ausräumen, daß wir ihn vergessen. Von ihm aus haben wir uns zu fragen, ob wir unser Vertrauen schon wieder auf Waffen setzen dürfen, nachdem sie uns um deswillen, was wir mit den Waffen angerichtet haben, zum zweiten Mal aus der Hand geschlagen wurden.“

Heinemann sah die Deutschen damals in der Lage eines eben erst entwöhnten Alkoholikers, dem man eine volle Pulle direkt vor die Nase stellt „Da, du mußt wieder saufen!“

Der Protest richtete sich, zum zweiten, also gegen den Zeitpunkt der Wiederbewaffnung, genauer, gegen die militärische Bündnispolitik der Bundesregierung, die Heinemann als einen weiteren, entscheidenden Schritt der von Adenauer kommandierten „West-



\* In Essen, auf den Rheinstahl-Kumpel wa

abmarschs" der Bundesrepublik sah — als einen neuen Beweis dafür. Adenauer gar nicht versuchen bei den Russen Möglichkeiten einer Wiedervereinigung des Bonner Staates mit der Ostzone zu erkunden, bevor er die Bundesrepublik auch militärisch fest in den Westblock eingefügt hatte.

Es war ein früher Aufstand gegen die lebensgefährliche Illusion des „Roll back“, gegen den damals zum Dogma erklärten Irrglauben, man könne die Sowjets nur durch konsequentes Rüsten — und nicht etwa durch Konzessionen an ihr Sicherheitsbedürfnis — zum Verzicht auf das Faustpfand Mitteleuropa bewegen.

Ein solcher Protest war Anfang der fünfziger Jahre in Westdeutschland politisch nicht ungefährlich. Heinemann erfuhr das; er erlebte, „wie der sogenannte Pluralismus sich wirklicher ‚Abweichler‘ entledigt und wie eine Verdrängung den Angriff auf ihr trübes Selbstverständnis ahndet“ (Rühmkorf): Rheinstahl mochte ihn na einem Bruch mit Adenauer den Aktionären nicht mehr als Spitzenmanager zumuten und fand ihn finanziell ab. Die EKD-Synode wählte ihn (1955) nach seinem Austritt aus der CDU und nach Gründung der GVP nicht wieder zum Präses — wegen parteipolitischer Betätigung.

Heinemann hielt den Protest dennoch durch — und zwar indem er sein moralisches Motiv mit Hilfe neuer „Mannschaften“ politisch „hantierbar“ machen versuchte. Was zweimal gelang.

Erstens beteiligte er sich, im November 1951, an der Gründung einer „Notgemeinschaft für den Frieden Europas“, eines (heute noch bestehenden) eingetragenen Vereins, der zum Schutz gegen kommunistische Unterwanderung nur zehn Mitglieder hatte. Als Geschäftsstelle diente Heinemanns, gleichfalls neu gegründete, Essener Anwaltspraxis, wo Sozias Posser für

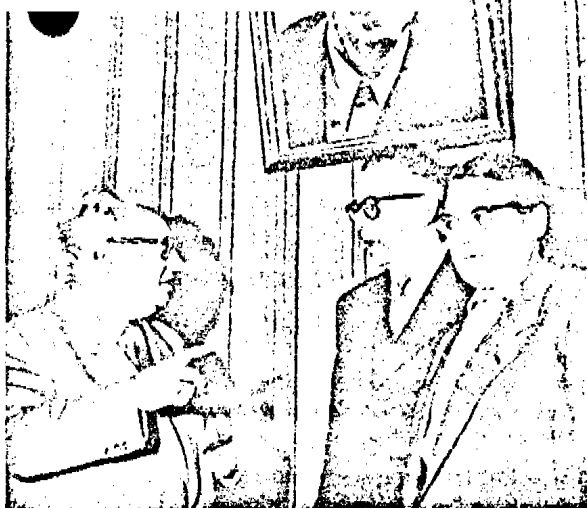
ein Anfangsgehalt von 300 Mark aufzupulte. Die „Notgemeinschaft“ brachte um die 200 000 Unterschriften unter eine Petition gegen die westdeutsche Aufrüstung zusammen — und verzichtete dann darauf, sie dem Bundestag vorzulegen, denn der Verfassungsschutz hatte allzu begierig der Unterschriftenlisten.

Zweitens ließ sich Heinemann im November 1952 auf die Gründung der „Gesamtdeutschen Volkspartei“ ein, obwohl Zeit und Geld für eine effektive Kandidatur zur Bundestagswahl 1953 fehlten. Dieser Mangel verführte ihn zu einem Wahlbündnis mit dem von Altreichskanzler Wirth repräsentierten, kommunistisch gesprenkelten „Bund der Deutschen“, von dem er rund 400 000 Mark zur Wahlkampffinanzierung annahm — gegen die ehrenwörtliche Versicherung, daß es sich nicht um Ost-Geld handle. Aber der deutsche Wähler wollte 1953 keine Experimente, schon gar keine linken. Die GVP blieb weit unter der Fünfprozentklausel.

Heinemann hat damals ein gutes Dutzend Prozesse gegen üble Nachredner führen müssen, die ihn und die GVP der Ost-Finanzierung und der Ost-Steuerung verdächtigten. In seiner Brieftasche verwahrt er — als „Kampfgepäck“ — noch heute einen kleinen Zettel, auf dem alle diese Prozesse verzeichnet sind. Er hat nicht einen einzigen Prozeß verloren. Dennoch hat sich, wohl nicht nur bei Richard Jaeger von der CSU, die Meinung erhalten, Heinemann sei „auf dem linken Auge blind“. Er selber nimmt das mit Rabatt: „Ich muß zugeben, daß ich auf dem linken Auge etwas kurzsichtiger bin als auf dem rechten. Das weisen schon meine Brillengläser aus.“

Zynismus ist das nicht. Dabei hätte wohl kaum ein Politiker der deutschen Nachkriegsgeschichte mehr Grund ge-

2011/04/28 : LOC-HAK-7-1-10-1.



Sozialdemokrat Heinemann\*  
„Links kurzsichtiger“

habt, zum Zyniker zu werden. Als Gustav Heinemann 1957 die GVP auflöste und in die — auf Godesberg zumarschierende, der marxistischen Ersatzreligion entwachsene — SPD eintrat, da glaubte dem Kanzler Adenauer keiner mehr, daß die Sowjets in Deutschland zu Kreuze kriechen würden, sobald die Bundesrepublik „in Nato“ sei — und der SPD-Abgeordnete Heinemann fragte ihn deswegen 1958 in einer der stärksten Reden, die im Bundestag je gehalten worden sind, ob er nicht „nachgerade zurücktreten“ wolle. Ein sowjetisches Verhandlungsangebot wie das vom Mai 1952, für dessen Erprobung das CDU-Mitglied Heinemann damals vergebens gefochten hatte, würde den Kanzler Kiesinger, wenn er es heute bekäme, zweifellos zum größten Verhandler aller Zeiten machen.

Heinemann sieht das wohl; und er würde sich gewiß freuen, „wenn man nachträglich würdigen möchte, was ich einmal in früheren Jahren politisch anzubringen versucht habe“. Aber mehr auch nicht. Zur Verbitterung ist er ganz unfähig. Dazu ist ihm Politik eben zu „vordergründig“, zu wenig dauerhaft. „Wie schnell ist da ein Szenenwechsel mit all dem verbunden. Ich bin nicht so aufgeregt in der Politik, bin ich gar nicht.“

Enttäuschung, wenn man das überhaupt so nennen will, empfindet er nicht so sehr über einzelne politische Fehlentwicklungen, sondern vielmehr über einen generellen Mangel an moralischer Regeneration. „Es wäre doch meines Erachtens gerade nach diesem schrecklichen Dritten Reich und diesem Krieg eine viel tiefer greifende Besinnung notwendig gewesen...“ Und wo immer er Zeichen für solche

\* Mit dem SPD-Vorsitzenden Erich Ollenhauer (links) und der ehemaligen Zentrumsvorsitzenden Helene Wessel unter einem Bild Kurt Schumachers, 1957.

\*\* Links: Nach einer zwelstündigen Rede im Münchner Löwenbräukeller, 1952; rechts: beim Tauziehen mit Essener Stadtverordneten, 1949.



Essener OB Heinemann\*: „Angehörige aller Parteien, veräppelt euch“

No Objection To Declassification in Full 2011/04/28 : LOC-HAK-7-1-10-1.



Heinemann-Ehefrau Hilda  
„Ja, sag mal, Gustav ...“

Besinnung zu sehen glaubt, da ist er sogleich engagiert.

Weit mehr als die politischen Themen des Tages fesseln ihn darum zum Beispiel alle Nachrichten über das Aufbegehren katholischer Priester und Laien wider den Vatikan — gerade weil er ein wenig von dieser Unruhe auch der evangelischen Kirche „auf den Hals wünschen“ möchte. Zu diesem Thema schneidet er sich kleine Meldungen aus der Zeitung, die politische Normalverbraucher bestimmt überlesen würden. „Zu verfolgen“, sagt er, „wie die Kirchen sich wandeln, zum Beispiel diese sehr aufregenden Vorgänge in der katholischen Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil zu beobachten, halte ich für viel wichtiger als all diese Balkenüberschriften in all den Tageszeitungen.“

Das ist, und das war wohl immer, sein wahres Thema eins. Er nennt es die „Entmythologisierung“ — soll bedeuten: die Entzauberung der heiligen Kühe, die Ernüchterung des Denkens um der Wahrheit willen, die Entrümpelung der Kirche um Gottes willen.

Gustav Heinemann nimmt sich die Freiheit eines Christenmenschen, seine Kirche daran zu erinnern, daß ihr nirgendwo in der Bibel verheißen sei, sie werde hienieden triumphieren, sie sei die große Herde. „Der christlichen Gemeinde bleibt, wenn sie es selber vergißt, immer wieder zu sagen, daß sie auf dem Nichts stehen soll und darf und daß ihr Anspruch an die Menschheit nicht weiter greift, als die Botschaft des Evangeliums sie erfaßt hat.“

Hierzulande, findet Heinemann, „laufen die Kirchen rum mit einem Hut, viel zu groß, der rutscht ihnen über die Ohren runter“. Das statistische Rechnen damit, daß 90 oder 95 Prozent der Bewohner dieses Landes Christen seien, hält er nicht für eine gültige Definition der christlichen Substanz. „Wir leben nicht mehr in einer Gesellschaft, die so eindeutig vom Christlichen, von der ch

Zeiten der Fall war. Heute gelten in unterschiedliche Auffassungen, und die Kirche sollte da ... kein Privileg fordern.“

Das ist der eigentliche Grund für die politische Position des Justizministers und Strafrechtsreformers Heinemann: daß nämlich längst nicht alles, was gegen die christliche Ethik verstößt, von Staats wegen mit Strafe bedroht werden dürfe. Deshalb gehören beispielsweise Gotteslästerung, Ehebruch und Homosexualität zwischen erwachsenen Männern nach seiner Überzeugung nicht ins Strafgesetzbuch. Er glaubt, „daß die Kirchen sich selber einen sehr schlechten Dienst tun, wenn sie für ihre besonderen Auffassungen strafrechtlichen Schutz in Anspruch nehmen“, wenn sie „politischer Schlepenträger für einen Teil des Volkes“ werden.

Umgekehrt beharrt Heinemann darauf, daß es nicht Sache des Staates oder gar einer politischen Partei sei, „in Ersatzreligion zu machen“. Gegen das C im Firmenschild der CDU hat er schon 1947 Bedenken erhoben. Nach seinen Maßstäben gibt es keine christliche Partei, auch keinen christlichen Staat, nicht einmal eine christliche Politik. Sondern: „Es gibt Christen.“ Und Christen können zu politischen Problemen grundverschiedene Meinungen haben, ohne daß dadurch ihre christliche Grundhaltung berührt würde.

Der Staat hat für Gustav Heinemann erst recht nichts Mythisches: „Der Staat ist die Notordnung gegen das Chaos.“

Um diese Ordnung geht es ihm, um die freiheitliche Lebensform, nicht um „den Staat“ als Abstraktum der Autorität. Dieser Staat ist nicht um seiner selbst, sondern um seiner Verfassung willen wertvoll für Gustav Heinemann. Die nämlich hält er für „ein großes Angebot“; die will er geachtet und die will er geschützt sehen. Denn

ausgesetzt, nicht „der Staat“.

Gustav Heinemann hat einmal gesagt, es sei uns von den Großvätern „etwas von der Freude überkommen, die sich mit der unter Bismarck endlich erreichten Einheit verband“. Das mag nicht hinreichen, ihn der CSU als einen Patrioten zu empfehlen. Aber es mag helfen zu erklären, warum er diesen Teilstaat Bundesrepublik als etwas freudlos Vorläufiges empfindet, als ein Durchgangsstadium — als das Provisorium eben, als das die Bundesrepublik von den Vätern des Grundgesetzes einmal gemeint war.

Wer sich daran heute noch hält, setzt sich freilich der Gefahr aus, in geheim entweder für einen schwärmrischen Illusionär der Wiedervereinigung oder für einen vaterlandslosen Gesellen zu gelten — vor allem natürlich, wenn er für das Amt des Bundespräsidenten kandidiert. Heinemann ist gesonnen, das — besten Gewisses — zu ignorieren. Und die Frage, ob diesen Staat denn nicht liebe, ist ihm beinahe böse: „Ach was, ich liebe keine Staaten, ich liebe meine Frau fertig!“

Aber nicht einmal seine Frau vermag zu sagen, ob ihn die Aussicht, der erste Repräsentant eben dieses Staat zu werden, nun beschwere oder ob sie ihn verlocke. So wenig hat diese Aussicht ihn verändert, daß Hilda Heinemann einmal, als ein fremder Interviewer den Gatten nach dessen Ambition auf das höchste Staatsamt fragte, in den spontanen Ruf ausbrach: „Ja, sag mal, Gustav, wie ist es denn nun eigentlich?“

Es ist so: Der Kandidat Heinemann für uns Deutsche eine Chance — eine unverdiente Gelegenheit, moralische Autorität und staatliche Autorität wieder zu vereinigen. Das ist nicht seine Chance, es ist unsere. Man will sie eines Tages vielleicht historisch nennen — besonders wenn wir sie verpassen.

